

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 39

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Sennersche in Sport und Bild

Nr. 39
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
28. September
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Sonnenuntergang.

Von Jakob Boßhard.

Es rauscht das Laub. Der Tod steht auf der Lauer.
Des Herbstes Schwere lastet auf dem Tal.
Im Acker schreitet feierlich ein Bauer
Und sät das Korn im Abendsonnenstrahl.

Ich trete aus dem welken Buchenwalde
Und träume von des Frühlings Grün und Rot,
Ich seh' im gelben Stoppelkleid die Halde
Und sinn' an Lebenswonne, die verloht.

Fern am Gebirg seh' ich die Sonne schwinden:
Sie sinkt hinab in matter Scheideglut,
Ein müdes Menschenauge im Erblinden,
Das seinen letzten Trunk im Schimmer tut.

Sonne, wie du möcht' ich den Lauf vollenden,
Hoch über menschlicher Alltäglichkeit
Des Lebens kurzgespannten Bogen wenden
Und sanft von ihnen ziehn zu guter Zeit.

„Robinsonland“.

Ein Roman von Wilhelm Poëß.

26

Frau Nautilus war ihm einige Schritte entgegen gegangen.

„Schön, daß Sie kommen, bester Kommerzienrat. Ich habe Lambert Blumen gebracht und fiel wieder ins Grübeln. Ach, all diese schauerlichen Gedanken!“

„Und doch, nun sind schon acht Wochen ins Land gelaufen, liebe Freundin“, sagte Güldenapfel, ihre Hand füllend. „Zwei Menschen, zwei Monate! Den einen werden Sie im Herzen behalten, so lange Sie leben. Den andern bald vergessen. Und dann werden Ihre Gedanken nicht mehr so trübe sein.“

„Da irren Sie. Vergessen werde ich meinen Mann nie!“

„Nun — aber mit den Gefühlen, wie diese sagenhafte Friesendame, von der Sie mir erzählt haben, werden Sie Ihrem Gatten ja nicht nachtrauern. An Sie hat das Leben ein Recht. Er war schon lange morsch. Nicht ohne seine eigene Schuld.“

„Mein Gott, Herr Kommerzienrat, warum wühlen Sie all diese traurigen Dinge wieder in mir auf? Gerade heute begann sich um meine Trauer zum erstenmal ein Hauch von jenem Frieden zu legen, von dem Pastor Edleßen am Sarge Lamberts so schön sprach.“

„War das die Wirkung? O, meine liebe, verehrte Freundin, wie mir das schmerzlich ist“, sagte Güldenapfel, sich erneut zum Kuß auf ihre Hand küßend. „Und ich hatte etwas ganz anderes damit bezweckt. Es hängt mit geschäftlichen Dispositionen und noch anderen Dingen zusammen, die mich bald für länger abrufen werden. Ich bin ja nicht

nur Gemütsmensch, sondern auch Geschäftsmann. Lassen Sie mich gerade heraus sprechen. Die Zeit eilt, und in den Frühlingsanfängen unseres Lebens stehen wir ja alle beide nicht mehr. Liebe, teure Freundin, Sie wissen längst, wie sehr ich Sie verehre. Aber Sie wußten bis heute nicht, daß ich Sie daneben auch liebe. Lassen Sie mich Ihnen heute sagen — jetzt verbietet's ja kein Lebender mehr — was ich Ihnen längst gesagt haben würde, wenn Sie frei gewesen wären. Mein Herz bedarf der Gegenliebe, mein großes Haus der Repräsentation, mein Vermögen einer Partnerin, die es, genießend, mit mir teilt. Ich habe Ihnen schon einmal dargelegt, welche Rücksichten mich beim Ausblick nach einer Lebensgefährtin leiten müssen. Nur eine Dame erstklassiger Familie kann in Frage kommen. Verbindet sich das, wie bei Ihnen mit ebenso erstklassigen Vorzügen des Körpers und der Seele, so werden Sie verstehen, daß ich in meiner Wahl nicht einen Augenblick schwankend sein kann. So glaube ich also Ihnen, liebe, verehrte Frau Erdmuth, schon heute, unbeschadet Ihres tiefen Schmerzes, die Frage vorlegen zu dürfen: wird diese Hand, selbstverständlich erst nach Ablauf des Trauerjahres, es über sich gewinnen können, sich in die meine zu legen?“

Güldenapfel streckte seine Hand aus, indem er die Finger ein wenig spreizte, so daß alle Brillanten daran in dem rötlichen Licht der Abendsonne aufs schönste funkeln.

Frau Nautilus hatte den Wortschwall dieser Werbung mit äußerst gemischten Gefühlen über sich ergehen lassen. Der Unwille, ja Zorn über die Vorzeitigkeit des Antrages

verschmolz mit einem inneren Lächeln über die darin enthaltenen zahlreichen kleinen und großen Taktlosigkeiten, daneben aber erwachten während der langen Dauer des Erusses doch auch Erwägungen anderer Art. Der Antrag war in äußerlicher Beziehung glänzend. Nicht nur sie gewann eine gesellschaftliche Stellung. Auch für Diez tat sich das Leben von neuem auf. Als Stieffohn eines solchen geschäftsgewaltigen Vaters bedeutete die Verurteilung, unter den heutigen von der Macht des Geldes bestimmten Verhältnissen, tatsächlich so gut wie gar nichts mehr.

Sie begriff, daß ihr Leben wieder vor einem entscheidenden Wendepunkt stand. Diez' Zukunft, in den Bahnen Güldenapfels oder Edleffens, mußte ausschlaggebend sein.

„Berehrter Herr Kommerzienrat“, erwiderte sie nach einer Pause, ohne Güldenapfels Hand eine weitergehende Beachtung zu schenken als Weihnachten auf der Schneefenne, „seien Sie mir nicht böse, wenn ich Ihnen augenblicklich keine andere als die übliche Komplimentierbuch-Antwort gebe: Ihr Antrag ehrt mich. Was ich dabei fühle, möchte ich zunächst für mich behalten. Sie müssen mir eine sehr nachhaltige Bedenkezeit einräumen. Sobald ich mit meinem eigenen Herzen und über meine Verpflichtungen gegen einen andern im klaren bin, werde ich Ihnen Bescheid geben.“

„Gegen einen andern?“ rief der Kommerzienrat verdutzt. „Also sind Sie schon gebunden?“ Und mit einem Blick über die Fenne: „Dann haben also mein Peter und die Leute doch recht!“

Aber kaum waren diese Worte seinem Mundgehege entflohen, so hätte er auch schon den größten Brillanten seiner zehn Finger hingeben, um sie wieder einzufangen. Denn der Blick, den ihm Frau Nautilus zuwarf, flammte stärker als sie alle miteinander. Der ganze Zorn beleidigter Frauenehre leuchtete darin. Ohne ein Wort zu erwidern, schritt sie, mit der Haltung einer Königin, an ihm vorüber, der Werft zu, der sich von der anderen Seite her, der jetzt von Knutswerft zurückkommende Edleffen näherte.

In der Stellung seines jüngsten Kommiss, wenn der Prokurist ihn wegen einer Kapitaldummheit auslummelte, blieb er wie festgewurzelt stehen und murmelte vor sich hin:

„O ich Esel!“

Und gleich hinterher:

„Ich lasse mich hängen, wenn mir nicht doch dieser Edleffen vorgefischt hat.“

41.

Frau Nautilus ging geradenwegs auf Edleffen zu:

„Lieber Herr Pastor, ich muß Sie in einer besonderen Angelegenheit sprechen.“

„Dann also nur gleich los! Hier sind wir ja, wie die beiden alten Nüßlerschen Jesuiters, auf unserm heimlichen Flug.“

„Ja, Heimlichkeit ist mit im Spiel und Jesuiterei möglicherweise auch.“

Jetzt erst bemerkte Edleffen die Erregung in ihrem Gesicht.

„Liebe Freundin, was ist Ihnen?“

„Denken Sie, Güldenapfel deutet an, ich und Sie — es hilft nichts, es muß heraus! — hätten ein Verhältnis zusammen.“

Mit flammendem Gesicht hatte Frau Nautilus es herausgestoßen.

„Was?!“ rief Edleffen, empört seine gewaltigen Fäuste ballend. „Da will ich doch sogleich hin und den verleumderischen Herrn bei den Ohren nehmen.“

„Das lassen Sie nur. Anscheinend spricht er nur nach, was die Leute sagen. Und mir bleibt jetzt doch nichts weiter übrig als fortzugehn.“

„Fortzugehn?“

„Ja, fortzugehn! Glauben Sie, ich lasse hinter mir herzloscheln? Glauben Sie, Maife soll über mich einmal anders denken lernen als Ihre Zöglinge über Sie?“

„Das ist eine Logik, die ich nicht begreife“, sagte Edleffen kopfschüttelnd. „Wenn mir jemand gänzlich grundlos Schlechtigkeiten nachredete, und ich würde dann reißaus nehmen, so würde ich sie ja zugeben. Nein, dableiben muß man! Das verlangt die Ehre.“

„Frauenehre ist eine andere als Männerehre.“

„Aber wohin wollen Sie gehen? Ihr Mann ist tot. Ihren Verwandten sind Sie fremd geworden. Liebe Frau Erdmutter, Sie haben ja keine Heimat außer hier!“

„Hatte ich die?“ erwiderte sie, und die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, ich habe es eine Zeitlang geglaubt. Aber das Schicksal treibt mich weiter. Ich werde mir mit meinem Diez eine neue gründen müssen.“

Pastor Edleffen stand erstarrt. Das Wort traf ihn wie ein Schlag, der das ganze Ergebnis seiner Arbeit zu vernichten drohte.

„Bevor Sie einen so schwer wiegenden Entschluß fassen“, sagte er nach einer Pause, „wollen Sie mir da nicht doch noch einmal das frühere Vertrauen schenken? Wollen Sie mir nicht mitteilen, was zwischen Ihnen und Güldenapfel eigentlich vorgegangen ist?“

„Ganz sicherlich will ich das. Denn das ist der zweite Teil meiner besonderen Angelegenheit. Güldenapfel hat mir einen Heiratsantrag gemacht.“

„Was?!“ rief Pastor Edleffen so laut wie eine Kirchenglocke. „Und behauptet, nachdem Sie ihm einen Korb gegeben haben, Sie hätten ein Verhältnis mit mir. Na, das ist denn doch —!“

„Ich hätte ihm einen Korb gegeben?“ sagte Frau Nautilus, trotz ihrer Erregung lächelnd. „Lieber Herr Pastor, das hab ich Ihnen nicht erzählt.“

„Wie? Sie wollen diesen Ritter vom goldenen Kalbe allen Ernstes freien?“ rief Edleffen aufs höchste betroffen.

„Nun schlägt Ihr Pendel wieder nach der andern Seite. Ich weiß es noch nicht, ob ich ja oder nein sagen soll. Es ist nicht mit einem Worte zu entscheiden. Ich habe nicht nur an mich zu denken. In erster Linie an Diez.“

„Bevor Sie weiter sprechen, beantworten Sie mir eine einzige Frage. Lieben Sie Güldenapfel?“

Frau Nautilus hob den Kopf zu Edleffen empor, sah ihm durch neu aufquellende Tränen mit einem heißen, schmerzvollen Blick in die Augen und sagte leise, den Kopf wieder senkend:

„Volkert, danach können Sie mich fragen?“

Edleffen strömte alles Blut zum Herzen. Er hätte jauchzen mögen, daß die Hallig mitflang. Aber er bezwang sich und sagte mit fast priesterlichem Ernst:

„Dann also wollen Sie sich opfern für Ihren Sohn. Haben Sie sich auch überlegt, was Sie tun? Glauben Sie nicht, daß das, was Sie weggeben müssen — Ihr ganzes Selbst, Erdmutter — tausendmal mehr wert ist, als was Sie für Ihren Dieß damit einzutauschen hoffen?“

„Hier eben versagt mein Urteil. Das wollte ich Sie



6. Segantini: „Werden“. (Phot. Union, München.)

fragen. Edleffsen, raten Sie mir, als wenn es sich um Ihren eigenen Sohn handelte.“

„Tut es das denn nicht? Habe ich nicht ein Stück Recht auf ihn? Und wenn Sie so fragen — muß ich Ihnen dann wirklich eine Antwort geben?“

Wieder sah sie ihn an. Wieder standen ihre Augen voll Tränen. Aber sie lächelten diesmal. Und leise sagte sie:

„Es war wohl nur — der — Form — wegen — daß ich glaube, fragen zu müssen.“

„So wäre hiermit also auch Teil 2 erledigt“, sagte Edleffsen so sachlich wie ein Auktionsator und ebenso laut, wahrscheinlich um damit seine Gefühle zu übertäuben, die in ihm sangen wie eine Orgel mit allen Registern. „Nun fühle ich mich aber durch diese Ereignisse in eine Zwangslage versetzt, die ich noch vor einer Stunde für unmöglich gehalten hätte. Liebste Erdmutter, ein lebendiger Raubritter will Sie nehmen. Und wird es mit aller Zähigkeit wieder versuchen, auch wenn Sie jetzt nein sagen. Da muß der Schatten des Toten, der sonst wohl Einspruch erheben dürfte, schweigen, wenn ich schon jetzt mein besseres Recht an Sie geltend mache. Das Recht unserer alten Liebe, Erdmutter!“

Frau Nautilius schüttelte traurig den Kopf.

„Lieber Edleffsen, der Tote hat leider, fürchte ich, nur ein allzu großes Recht zu reden. Und Sie werden schweigen müssen. O wie schmerzlich ist es mir, daß ich Ihnen das jetzt sagen muß, wo Sie mir zum zweitenmal den Weg zu mir selbst gezeigt haben — und wo Ihnen mein Herz zum zweitenmal aufgesprungen ist. Es muß sich wieder zuschließen. Edleffsen, wenn Sie und Dieß es verlangen, will ich dem dummen Gerede weiter trocken und für unsere gemeinsame Erziehungsaufgabe weiter mit Ihnen wirken. Aber besser ist es für uns beide, wenn ich gehe. Denn Ihre Frau kann ich nicht werden.“

„Was hab ich dem Staatsanwalt zu seinen Lebzeiten getan, daß er jetzt wie ein Gespenst gegen mich auftreten könnte?“ rief Edleffsen wieder aufs höchste erstaunt.

„Wissentlich wohl nichts. Aber Sie haben jedenfalls in Berlin über unsere Lage, Tun und Lassen in den beiden

Wittdünner Tagen gesprochen. Nur Sie wußten darum. Durch mich. Kein anderer. Das ist in entstellter Form zu Ohren des Ministers gekommen. Damit war die Karriere meines Mannes erledigt. Und das hat meinem Mann den Wahnsinn und — gottlob! — gleich darauf den Tod gebracht.“



6. Segantini: „Sein“. (Phot. Union, München.)

„Wie? Solchen Tratsch soll ich in Berlin breitgetreten haben?“ rief Edleffsen entrüstet. „Wer hat das behauptet?“

„Niemand. Aber der Regierungspräsident, der mir die Einzelheiten mitteilte, hielt es bei der Unbefümmertheit Ihrer Redeweise für wahrscheinlich. Ebenso Güldenapfel.“

„Und mit diesem Hirngewächs haben Sie sich wochenlang herumgetragen? Ohne mich zur Rede zu stellen? Hab ich das um Sie verdient?“

„Güldenapfel riet davon ab“, sagte Frau Nautilius kleinlaut. „Er meinte, es könne Sie erzürnen, und dann säße ein Ende an der Halligerziehung.“

„Also wieder Güldenapfel! Merkwürdig, daß in all und jedem, was Sie und mich und unseren Interessenkreis berührt, dieser Güldenapfel seine Finger hat“, sagte Edleffsen grimmig.

„Nun sprechen Sie ganz wie Maite. Aber sollten Sie nicht tatsächlich doch eine derartige Äußerung haben fallen lassen? Beiläufig, ohne jede Absicht?“

„Ich schwöre es bei dem Andenken Ihres Lambert, daß ich von allen diesen mir anvertrauten Familieninterna nie einem Dritten auch nur ein Tota erzählt habe, sagte Edleffsen feierlich.

„Dann, Volkert“, erwiderte Frau Nautilius ebenso ernst, doch zugleich mit einer von verhaltenem Glück zitternden Stimme, „hat mein toter Mann an uns beiden Lebenden aus seinem Grabe keine besonderen Rechte mehr. Nur das seiner Zeit. Jetzt kann ich mit ungetrübtem Gemüt um ihn trauern, und ich will es. Diese Zeit werden auch Sie achten.“

Stumm drückte Edleffsen ihr die Hand.

„Und es wird gut sein“, sagte er dann, „wenn all das Schwerwiegende, was in dieser Stunde zwischen uns besprochen worden ist, bei uns bleibt. Niemand darf davon erfahren. Um wenigsten Güldenapfel. Diesen siebenmal gewürfelten Herrn glaube ich allmählich zu durchschauen. O“ — Edleffsen lachte still vor sich hin — „wir haben nicht umsonst unsern Shakespeare gelesen, den Seelenkunder all der sneaking rascals.“

„Aber wer kann diesen Kurhaus-Champagner bis an das Ministerohr geleitet haben?“

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde es herausbringen.“

„Lieber Edleß, an dieser Sache ist ja nun nichts mehr zu ändern. Lassen wir sie ruhen.“



G. Segantini: „Frühling“. (Phot. Union, München.)

„Ich denke gar nicht daran. In mir blüht schon ein ganzer Leuchtturm auf.“

„Ich habe noch eine Nachricht für Sie. Güldenapfel will jetzt bestimmt im nächsten Jahr die Kante abböschten lassen. Vor der Kirchwerft soll angefangen werden, wegen Lamberts Grab. Er sagte es mir gestern.“

„So? Wegen des Grabs? Ich meine, mit ganz anderen Absichten. Und aus dieser meiner Meinung will ich jetzt ein bißchen Räte mit der Maus spielen, wie bislang er's mit uns gemacht hat.“

„Sie behaupten, Güldenapfel sei rachsüchtig und sind es selbst, lieber Freund.“

„Danke. Aber Rachsucht und Strafe sind zweierlei. Glauben Sie, ich lasse eine Frau, die später einmal meinen Namen tragen soll, ungestraft beleidigen.“

„Nein, nein, ich will keine Genugtuung“, rief Frau Nautilus abwehrend. „Edleß, Sie spielen ein gefährliches Spiel.“

„Also soviel Angst haben Sie vor dem Herrn? Die müssen Sie sich abgewöhnen. Ich bin nicht bloß Pastor, ich bin auch ein Fries. Wie ich seinerzeit mit Güldenapfel junior in der Eisenbahn fertig geworden bin, so hoffe ich mir heute Abend im Vesel den Senior zu laufen. Und dabei sollen Sie mir helfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Giovanni Segantini.

15. Januar 1858 bis 28. September 1899.

Unweit des Gardasees, im Städtchen Arco, wurde Giovanni Segantini als jüngstes Kind italienischer Eltern geboren. Seine Mutter starb fünf Jahre später an den Folgen seiner Geburt. Der Vater brachte den Kleinen nach Mailand zu einer armen Stiefschwester. Um Arbeit ausgehend, verließ der Vater die Stadt und fehrte nie mehr zurück. Mit ihm verschwand der letzte Rest Liebe aus des Kindes jungem Leben. Die Stiefschwester, in Sorge um den Erwerb eines Stückes Brot, eines Tezen Tuches zur dürftigen Deckung leiblicher Bedürfnisse, ging tagsüber aus und sperrte den kaum Fünfjährigen in eine Dachkammer. So, herausgerissen aus jeglicher Gemeinschaft, zum monologischen Leben eigentlich verurteilt, konnte das Kind sein Verlangen nach Farbe, Licht, Liebe nicht stillen. Ist es da verwun-

derlich, daß in ihm eine grenzenlose Sehnsucht aufkeimte, die ihm später den Pinsel führte, ihn die Mütterlichkeit, überhaupt das Glück des Beziehungslebens bildnern ließ. — Der aufgezwungenen Vereinsamung überdrüssig, floh er aus der lichtarmen Dachkammer, aus der Stadt. Bauern sahen ihn erschöpft in einem Graben liegen, hoben



G. Segantini: „Am Pflug“. (Phot. Union, München.)

ihn auf, führten ihn heim, pflegten ihn. So wurde er von der Welt des Du, der Liebe, angetreten. Dem Orane, sich erkenntlich zu zeigen, folgend, hüte er den Bauern die Schweine. Hier mag seine Liebe zum Bauern-, Hirten- und Tierleben, von dem er uns später so anschaulich und eindringlich erzählt hat, wurzeln. Um 1874 war er Ladenjunge bei Verwandten im Trentino. Dort machte er mit einem Freund den Fund wertvoller alter Münzen. Er hoffte mit dem Erlös die Kosten für das Studium bestritten zu können. Aber auf dem Wege nach Mailand machte sich sein Freund mit dem Schatz aus dem Staube. Schmerz und Scham töteten den Jüngling fast. Drei kummervolle Nächte brachte er in einem Heuschober versteckt zu. Dann zwangen ihn Hungerkrämpfe, sich bemerkbar zu machen. Statt Student wurde er nun Photographengehilfe, dann Lehrling beim Fahnenmaler Tettamanzi. Schließlich war er doch Schüler der Kunstabademie. Er besuchte den Unterricht zwar selten, da er Portraits in Kohle zu 20–25 Rappen das Stück anfertigen mußte, um sein Leben fristen zu können. 1877, also 19jährig, malte er mit dem Rest von Farben, die er zum Anstreichen eines Ladenschildes gebraucht hatte, das Bild „Il Coro di St. Antonio“ auf ein Kaminbild. Damit begründete er sein Künstlertum. Nach ein paar arbeitsreichen Jahren durfte



G. Segantini: „Ave Maria“. (Phot. Union, München.)

er seine Gefährtin, die Schwester seines Mitschülers Carlo Bugatti, heimführen. Bald nachher zogen die beiden nach der Brianza, wo Segantinis Schaffen charakteristische Form